



PHD C. George Boeree:

Persönlichkeitstheorien

SOZIOBIOLOGIE

Originaltitel: **Personality Theories**

[<http://www.ship.edu/~cgboeree/perscontents.html>]



Copyright 1998 C. George Boeree.
Shippensburg University, USA.

deutsche Übersetzung:
D. Wieser M.A., 2006

Index

Index	2
Instinkt	3
Attraktivität	6
Kinder	8
Helfen	8
Aggression	9
Aggression beim Menschen	10
Soziobiologie "versus" Kultur	11

Seit Darwins Evolutionstheorie bekannt wurde, spekulieren die Leute – auch Darwin selbst – darüber, wie unser Sozialverhalten (und die Gefühle, Einstellungen und so weiter) ebenfalls von der Evolution beeinflusst sein könnten. Schließlich kann man mittels des Evolutionsgedankens besser verstehen, wie unser Körper aussieht und wie biologische Lebewesen funktionieren, warum also nicht auch die Dinge, die wir mit dem Körper tun?

Der Entomologe E. O. Wilson war der Erste, der die Vorstellung formalisiert hat, dass Sozialverhalten evolutionsbezogen erklärt werden könnte, er nannte seine Theorie Soziobiologie.

Zunächst fand die These nur unter Biologen Beachtung -- selbst dort gab es heftige Kritik. Als Soziologen und Psychologen Wind von der Theorie bekamen, begann die Kontroverse erst wirklich. Zu dieser Zeit war die Soziologie vornehmlich strukturalistisch-funktionalistisch mit einigen Einschlägen von Marxismus und Feminismus.

Die Psychologie war noch von der Lerntheorie des Behaviorismus geprägt, mit einem humanistischen Einschlag. Keine dieser Theorien hat viel Spielraum für die Vorstellung, dass wir als menschliche Wesen so stark von der Evolutionsbiologie beeinflusst sein sollen! Mit der Zeit, fand Wilsons Soziobiologie immer mehr Unterstützung von Seiten der Biologen, Psychologen und sogar Anthropologen. Nur die Soziologie ist davon weitgehend unberührt geblieben.

Instinkt

Ein Bild für unsere Fähigkeit zu lernen ist, dass wir uns als Lehmklumpen vorstellen, der von den Lebensumständen verändert und geformt wird, so dass wir uns in der Zukunft diesen Umständen anders nähern. Sind wir zu hart, wie Stein, kann der Organismus keine Veränderungen hinnehmen und auch nicht lernen; sind wir zu weich, wie Sand, können sich die Veränderungen im Organismus nicht auf die Umwelt auswirken.

Die Proportion von unveränderlichen zu veränderlichen Aspekten der Organismen – von Sand zu Stein – wächst, je mehr wir uns dem menschlichen Wesen nähern. Primitivere Lebewesen scheinen die meisten für sie wichtigen "Kontraste" bereits in sich zu tragen, während höher entwickelte Lebewesen (unter anderem der Mensch) sich mehr auf ihre Lernfähigkeit stützen.

Doch auch wir besitzen einige bereits "eingebaute" Kontraste – zum Beispiel Reflexe, die Struktur der Retina und vielleicht sogar einige Instinkte.

Wir wollen zunächst mit einem Beispiel für instinktgeleitetes Verhalten bei Tieren beginnen: Eine Stichlingsart (*three-spined stickleback*) ist ein kleiner Fisch, der in den Flüssen und Seen Europas daheim ist. Im Frühjahr ist Paarungszeit für diese Fische und zugleich auch eine gute Zeit, ihr instinktgeleitetes Verhalten zu beobachten.

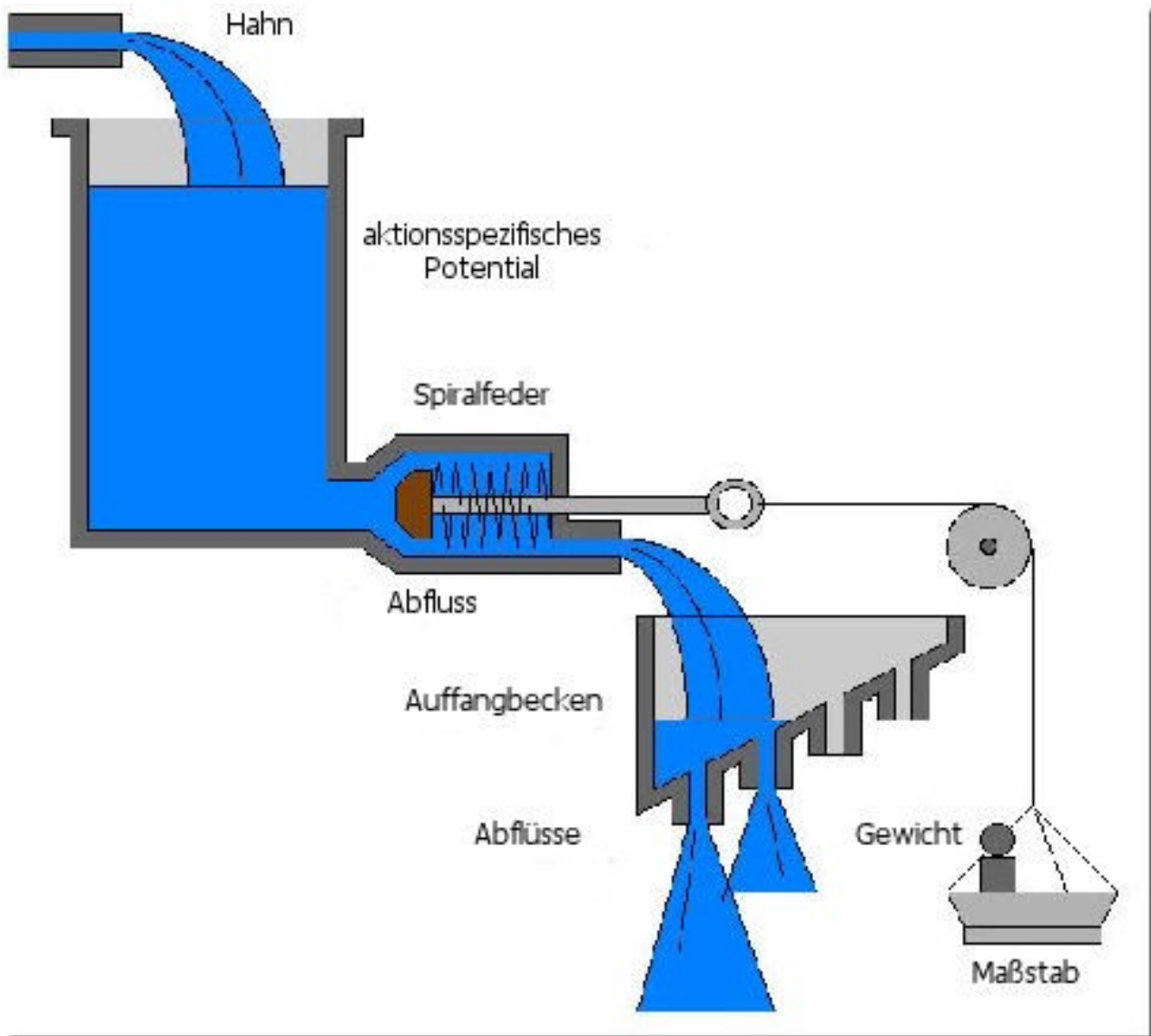
Es finden nun einige Veränderungen in ihrem Aussehen statt: Das normalerweise schlicht gefärbte Männchen wird oberhalb der Mittellinie rot. Er grenzt sein Territorium ab und verjagt jedes andere Männchen mit ähnlich roter Färbung, währenddessen baut er aus Schilf ein Nest in einer kleinen Höhle. Daraus fertigt er einen Tunnel, indem er immer wieder durch das Nest hindurch schwimmt. Dieses Verhalten ist angeboren. Auch Männchen, die abgesondert von Artgenossen aufwachsen, zeigen dieses Verhalten. Während der Paarungszeit verjagt das Männchen nicht nur rotgefärbte Artgenossen, sondern jeden roten Gegenstand, den er in seinem Revier findet (er geht auch auf einen roten Spielzeuglaster los, der sich im Glas des Aquariums spiegelt).

Zeitgleich verändert sich auch das Weibchen: Normalerweise ist sie ebenso wenig gefärbt wie das Männchen außerhalb der Paarungszeit, doch nun schwillt ihr Körper durch die vielen Eier an, die sie in sich trägt. Zusätzlich entwickelt ihre Haut einen silbrigen Schimmer, der auf Männchen geradezu unwiderstehlich

wirkt. Wenn ein Männchen auf ein solches Weibchen trifft, schwimmt er in Zickzack-Linien auf sie zu. Sie reagiert, indem sie mit hoch erhobenem Kopf auf ihn zuschwimmt. Daraufhin weist das Männchen sie auf sein Nest und besonders auf dessen Eingang hin. Sie schwimmt in sein Nest hinein, so dass ihr Kopf am einen und ihre Schwanzflosse am anderen Ende herausragt. Er stupst wiederholt gegen ihr Körperende und bewirkt damit, dass das Weibchen ihre Eier ausstößt und das Nest wieder verlässt. Das Männchen schwimmt nun in das Nest hinein und befruchtet die Eier. Anschließend verjagt er das Weibchen und hält nach einer neuen Partnerin Ausschau.

Was hier vorgeht, ist eine Serie von Zeichen-Reizen und festgelegten Abläufen: Der Zickzack-Tanz des Männchens ist eine Reaktion auf das Äußere des Weibchens, und wird zugleich zu einem Reiz, welcher das Weibchen dazu verleitet, ihm in das Nest zu folgen und so weiter. Ist nicht das Balzverhalten des kleinen Fisches vergleichbar mit einigen menschlichen Flirritritualen?

Ethologen – Wissenschaftler, die das Verhalten von Tieren in ihrer natürlichen Umgebung erforschen – haben Verhalten wie das der Fische schon mehr als ein Jahrhundert hindurch studiert. Zum einen hat Konrad Lorenz ein hydraulisches Modell entwickelt, das zeigt, wie ein Instinkt funktioniert. Uns steht ein gewisses Maß an Energie für jede Art von Instinktsystem zur Verfügung, was im Modell als aktionsspezifisches Potential dargestellt wird. Es gibt einen vermutlich neurologischen Mechanismus, der es erlaubt, dass ein Anteil dieser Energie in Gegenwart eines angemessenen Reizes abgegeben werden kann: Abflussventil, Quelle, Maßstab und Gewicht. Daneben gibt es weitere Mechanismen – neurologische, motorische, hormonelle – welche die Energie in spezifisch festgelegte Handlungen übersetzen: Der Auffangbehälter und seine verschiedenen Abflüsse. Heute würden wir dem entgegensetzen, dass Energie eine unglückliche Metapher ist und das gesamte System eher als Informationsverarbeitungsprozess verstehen – doch jedes Zeitalter hat seine eigenen Metaphern. Die ursprüngliche Beschreibung ist dennoch schlüssig.



Ist hiervon etwas auf das Flirt- und Sexualverhalten der Menschen übertragbar? Diese Frage zu beantworten, überlasse ich Ihnen. Doch was ist mit anderen Beispielen? Nun, es gibt zwei Möglichkeiten:

1. Bestimmte Verhaltensmuster finden sich bei den meisten, wenn nicht allen Tieren, zum Beispiel der Kampf um das eigene Überleben, die Suche nach Status und Macht, deren Inbegriff die Aggression ist. Wir werden dies als "*assertive instinct*" bezeichnen.
2. Bei einigen wenigen Spezies gibt es andere Verhaltensmuster, wie zum Beispiel die Sorge um andere, die in der Sorge der Mutter um ihren Nachwuchs zum Ausdruck kommt. Wir werden dies als "*nurtural instinct*" bezeichnen.

Eine Reihe Biologen haben versucht herauszufinden, wie einige der motivierten Verhaltensweisen zustande gekommen sind. In der Psychologie suchen wir für gewöhnlich nach den unmittelbaren Ursachen, wir schauen uns also unmittelbar mit dem Phänomen zusammenhängende Situationen genauer an, vielleicht Verhaltensweisen und Einstellungen in der jüngeren Vergangenheit oder meist auch der Kindheit eines Menschen. Soziobiologen aber beziehen die Evolution sozialen Verhaltens in ihre Überlegungen ein.

Die Grundlagen der Evolution sind recht einfach. Zum einen neigen alle Tiere dazu, sehr viele Nachkommen

zu produzieren, einige Arten haben in einer Lebensspanne Tausende Nachkommen. Und doch bleiben die Populationen der Tiere über Generationen hinweg relativ stabil. Offensichtlich schaffen es einige der Nachkommen nicht!

Zum anderen gibt es innerhalb einer Spezies eine gewisse Varianzbreite. Diese Varianz basiert weitgehend auf genetischen Unterschieden und wird von Generation zu Generation weitergegeben. Zu den Unterschieden zählen Merkmale, die einigen Individuen das Überleben und die Fortpflanzung erleichtern, doch ebenso jene Merkmale, die eine Fortentwicklung behindern.

Setzt man nun beide Tendenzen zusammen, erhält man die natürliche Selektion: Die Natur fördert die Weitergabe positiver (hilfreicher) Merkmale und lässt die negativen aussterben. Die Evolution setzt sich so lange fort, wie die Merkmalsvielfalt durch sexuelle Rekombination und Mutation immerzu erweitert wird und die Ressourcen des Überlebens limitiert bleiben.

Ein Soziobiologe namens David Barash schlug eine Leitfrage vor, die es uns erleichtern soll, mögliche evolutionäre Wurzeln einer Verhaltensweise zu ergründen: "Warum ist Zucker süß", also warum ist Zucker für uns so angenehm? Eine Hypothese lautet, dass unsere Vorfahren sich von Früchten ernährten, um ihren Nährstoffbedarf zu decken. Früchte enthalten die meisten Nährstoffe, wenn sie reif sind. Eine reife Frucht hat einen hohen Zuckergehalt. Jeder unserer Vorfahren, der gerne Süßes aß, ernährte sich mit einer höheren Wahrscheinlichkeit von reifen Früchten. Die daraus resultierende gute Gesundheit geht mit größerer Stärke und Attraktivität für eventuelle Paarungspartner einher. Diese Individuen hinterlassen auch eher mehr Nachwuchs, der wiederum die Vorliebe für Süßes erbt. Auch der Nachwuchs wird also mehr reifes Obst essen und wahrscheinlich eher die sexuelle Reife erreichen usw. Eine allgemeinere Form der Leitfrage wäre es, nach jeder Form motivierten Verhaltens zu fragen "Inwiefern könnte dieses Verhalten für unsere Vorfahren bei Überlebenskampf und/oder Reproduktion hilfreich gewesen sein?"

Ein interessanter Punkt im Rahmen dieses Beispiels ist, dass wir heute raffinierten Zucker haben – etwas, das unseren Vorfahren nicht zur Verfügung stand, doch etwas, das wir entdeckten und an unsere Nachkommen weitergegeben haben. Klar ist, dass unsere Vorliebe für Zucker heute nicht mehr im Zusammenhang mit Überlebenskampf oder Fortpflanzung steht. Doch die Kultur entwickelt sich bedeutend schneller als die Evolution: Es hat Millionen Jahre gedauert, bis wir unsere gesunde Vorliebe für Zucker entwickelten; es hat nur einige tausend Jahre gedauert, dieses Verhalten wieder zu schwächen.

Attraktivität

Beginnen wir unsere Untersuchung bei der Auswahl des Fortpflanzungspartners. Es ist offensichtlich, dass wir uns zu einigen hingezogen fühlen und zu anderen nicht. Soziobiologen haben hierfür dieselbe Erklärung wie für alles andere, basierend auf der archetypischen Frage "warum ist Zucker süß?" Wir müssten uns also sexuell zu denen hingezogen fühlen, deren Merkmale unseren eigenen Erfolg genetisch verstärken, d.h. jemand, der uns viele gesunde und fruchtbare Nachkommen schenken würde.

Demnach müssten wir Gesundheit attraktiv und Krankheit unattraktiv finden. Wir müssten zudem "perfekte" Merkmale attraktiv finden, Deformationen hingegen unattraktiv. Wir müssten auch Vitalität, Stärke und Kraft attraktiv finden. "Durchschnittlichkeit" sollte attraktiv auf uns wirken – nicht zu klein, nicht zu groß, nicht zu dick, nicht zu dünn.... Quasimodo hatte trotz all seine Anständigkeit Schwierigkeiten, ein Date zu bekommen.

Wir fühlen uns auch aus weniger "logischen" Beweggründen heraus zu jemandem hingezogen, zum Beispiel spielt das Maß der jeweiligen männlichen oder weiblichen physischen – und verhaltensbezogenen – Merkmale eine Rolle. Frauen bevorzugen Männer, die groß sind, breite Schultern und ein breites Kinn haben.... Männer bevorzugen Frauen, die kleiner sind als sie selbst, weicher und runder....

Dies wird als sexueller Dimorphismus bezeichnet: Geringe funktionale Unterschiede zwischen den Geschlechtern können über Generationen hinweg zu großen nicht-funktionalen Unterschieden werden. Wenn Vogelweibchen instinktiv farbenprächtige Männchen bevorzugen – möglicherweise weil farbenprächtige Männchen früher Raubtiere von den Weibchen und ihre Brut fern halten konnten – würde das bedeuten, dass ein farbenfroheres Männchen bessere Chancen hat. Und auch das Weibchen, das farbenprächtige Männchen bevorzugt, hätte bessere Chancen: ihr Nachwuchs würde diese Farben erben ebenso wie die Vorliebe für Farben usw. ... bis der Punkt erreicht ist, an dem Farben und die Vorliebe dafür kein Pluspunkt mehr sind, sondern zum Minuspunkt werden. Letztlich können einige Männchen am Ende der Entwicklung wegen all ihrer Pracht kaum noch fliegen.

Menschliche Wesen sind weniger stark dimorph. Doch wir sind uns des Dimorphismus durchaus bewusst! Der Dimorphismus kann auch in anderen Verhaltensweisen gefunden werden. David Barash drückt es so aus: "Männliche Wesen werden eher wegen ihrer Kunst des Verkaufens ausgewählt; weibliche Wesen für den Widerstand dagegen." Für weibliche Wesen steht bei jedem Zeugungsakt einiges auf dem Spiel: die begrenzte Anzahl des Nachwuchses, die sie austragen kann, die Gefahren der Schwangerschaft und Geburt, das erhöhte Bedürfnis nach Nahrung, die Gefahr, die von Raubtieren ausgeht... all dies macht die Wahl eines Kopulationspartners zu einer wichtigen Überlegung. Männliche Wesen können sich jedoch den Konsequenzen der Kopulation entziehen.

Aus diesen Gründen bewegt es weibliche Wesen mehr, mit wem sie Beziehungen haben. Sie achten sehr darauf, welche Merkmale ein männliches Wesen zu ihrem genetischen Überleben beitragen wird. Ein eindeutiges Beispiel ist die Aufmerksamkeit, die weibliche Tiere der Größe und Stärke der Männchen widmen, sowie die Entwicklung spezialisierter Wettbewerbe, wie sie etwa bei Tieren mit Fühlern und Hörnern ausgetragen werden, um diese Stärke zu demonstrieren.

Es gibt auch unauffälligere Hinweise. Bei manchen Tiergruppen müssen die Männchen nicht nur ihre Stärke beweisen, sondern auch, dass sie für die Familie sorgen können. Dies trifft vor allem auf Arten zu, bei denen die Männchen während der Trächtigkeit und Stillzeit für das Weibchen sorgt – genau wie beim Menschen! Soziobiologen meinen, dass Männer Jugend und Äußerlichkeiten am attraktivsten finden, Frauen neigen eher dazu, nach Anzeichen für Erfolg, Solvenz und Savoir-Faire Ausschau zu halten. Vielleicht ist es mehr als eine kulturelle Gegebenheit, dass Männer Blumen und Pralinen schenken, im Restaurant die Rechnung zahlen usw.

Des weiteren meinen die Soziobiologen, dass sich Frauen eher für einen "erwachsenen" Mann interessieren, weil ein solcher Mann bereits die wichtigen Eigenschaften umsetzen konnte. Und sie interessieren sich weniger für den "noch nicht erwachsenen" Mann, der ein gewisses Risiko darstellt. Daneben sollen Frauen auch eher damit einverstanden sein, einen Mann mit mehreren Frauen zu teilen, als umgekehrt ein Mann bereit wäre, eine Frau mit mehreren Ehemännern zu teilen: Einen eindeutig erfolgreichen Mann zu teilen, ist in einigen Fällen besser, als allein die ganze Last des Versagens zu tragen. Überdies ist Polygamie noch stärker verbreitet als Monogamie, während in höchstens zwei Kulturen (eine in Tibet und die andere in Afrika) ein Frau mehrere Männer hat; in beiden der genannten Kulturen bedeutet dies, dass zwei Brüder sich eine Ehefrau "teilen", um das Erbe nicht zu splitten.

Betrachtet man die Sache aus einem anderen Blickwinkel, kann man feststellen, dass männliche Wesen Untreue weit weniger tolerieren: Weibchen "wissen", dass ihre Kinder tatsächlich ihre eigenen sind; Männchen hingegen können sich da nie so sicher sein. Auch genetisch spielt es nicht so sehr eine Rolle, ob Männchen sich gelegentlich einen "Fehltritt" leisten, viele Partnerinnen begatten oder untreu sind. Und mit Sicherheit sind gehen die meisten Kulturen viel härter gegen Frauen vor, wenn es um Ehebruch geht. In den meisten Kulturen muss die Frau zur Familie des Mannes ziehen (Virilokalität) – wie um sie besser kontrollieren zu können.

Vor dem Hintergrund der romantischen Vorstellung von Liebe und Ehe ist es interessant festzustellen, dass eine Ehe geschieden oder annulliert werden kann, wenn es nicht zum Vollzug der Ehe kommt. Auch Unfruchtbarkeit und Impotenz sind in unserer Kultur häufig der Anlass für eine Scheidung. Offenbar ist die Reproduktion viel wichtiger, als wir zugeben möchten.

Sicher, es gibt eine Grenze der Übersetzung tierischen Verhaltens auf das menschliche Verhalten (oder auch generell von einer Spezies zur anderen), und dies trifft insbesondere auf das Sexualverhalten zu. Wir sind sexy Tiere: Die meisten Tiere beschränken ihre sexuelle Aktivität auf eng begrenzte Zeiträume. Bei den meisten Spezies gibt es kaum einen Hinweis auf einen weiblichen Orgasmus und auch bei dem Männchen dauert der Orgasmus nur sehr kurz an, während die Menschen mit viel mehr Enthusiasmus und über einen längeren Zeitraum hinweg Sex haben. Keine andere Spezies empfindet Sex offenbar als reine Unterhaltung.

Wir können nur spekulieren, wie es dazu gekommen ist. Vielleicht hat es damit zu tun, dass der menschliche Nachwuchs so lange nach der Geburt völlig hilflos ist.

Kinder

Damit sind wir beim Thema Kinder und der Anziehung, die sie auf uns Erwachsene und wir auf sie ausüben. Erwachsene vieler Spezies, uns selbst eingeschlossen, finden den Nachwuchs mit kurzen Armen und Beinen, flachen Gesichtern, verhältnismäßig großen Köpfen und großen runden Augen... "irgendwie niedlich" – "süß", sagen die Soziobiologen.

Vom evolutionstheoretischen Standpunkt aus macht es Sinn, dass Tiere, deren Nachwuchs nach der Geburt noch relativ hilflos ist, ihre Babys anziehend finden.

Auf der anderen Seite finden die Nachkommen auch gewisse Dinge anziehend. Kleine Gänse, das ist inzwischen bekannt, finden das erstbeste bewegliche Objekt anziehend, das sich ihnen in den ersten zwei Tagen nach dem Schlüpfen darbietet – für gewöhnlich ist das die Mutter (oder auch Konrad Lorenz oder ein anderer Verhaltensforscher). Menschliche Babys reagieren auf Augenpaare, weibliche Stimmen und Berührung.

Die kleinen Gänse folgen dem Auslösereiz, indem sie hinterher laufen.

Soziobiologen gehen so weit zu behaupten, dass sich Mütter mehr um ihre Kinder kümmern als Väter (die Mütter investieren mehr in die Kinder und können sich sicher sein, dass es tatsächlich ihre Kinder sind); des Weiteren, dass ältere Mütter sich besser kümmern als jüngere (sie haben geringere Aussichten auf weiteren Nachwuchs); dass wir besorgter um unsere Kinder sind, wenn wir wenige haben (oder nur eines!); dass wir uns mehr um unsere Kinder sorgen, wenn sie älter werden (weil sie nun bewiesen haben, dass sie überleben werden); und dass wir unsere Kinder dazu drängen, zu heiraten und eigenen Nachwuchs hervorzubringen.

Helfen

Das Kümmern – Hilfeverhalten – tritt wahrscheinlicher auf, wenn es um unsere Kinder, Eltern, Ehepartner oder andere nahe Verwandte geht. Es wird zusehends unwahrscheinlicher, wenn es um Kusinen und Kusins oder Nachbarn geht. Es ist eher unwahrscheinlich, wenn es um Fremde oder Angehörige anderer Kulturen geht, so unwahrscheinlich, dass wir uns noch nach 2000 Jahren an die Geschichte vom barmherzigen Samariter erinnern.

Soziobiologen sagen voraus, dass das Hilfeverhalten bei entfernter Verwandtschaft abnimmt. Im Grunde kommt es demnach nur vor, wenn das Opfer, das wir machen, durch genetische Vorteile aufgewogen wird, die uns aus der betreffenden Beziehung entstehen. Der Genetiker J. B. S. Haldane hat es einmal so ausgedrückt:

"I'd gladly give my life for three of my brothers, five of my nephews, nine of my cousins..."

"Ich würde gern mein Leben hingeben für drei meiner Brüder, fünf meiner Neffen, neun meiner Kusins ..."

Dies wird als "*kin selection*" bezeichnet: Altruismus, der auf genetischer Selbstsucht fußt!

Eine andere Form "altruistischen" Verhaltens ist das Herdenverhalten. Einige Tiere fühlen sich in enger Gegenwart anderer wohl, in Gefahrensituationen um so mehr. Das Verhalten macht Sinn: Wenn Sie sich in einer Herde aufhalten, ist es weniger wahrscheinlich, dass Sie einem Raubtier zum Opfer fallen. Manchmal findet man sich auch am äußeren Rand der Herde wieder – doch nächstes Mal ist es wahrscheinlich, dass Sie sich wieder in der Mitte ankuseln können. Es ist eine Art Tauschgeschäft, welches als wechselseitiger Altruismus bezeichnet wird. Manche Tiere helfen jedem beliebigen Mitglied der eigenen Spezies, weil sie instinktiv "verstehen", dass sie selbst irgendwann von diesem Verhalten profitieren könnten, wenn sie selbst Hilfe benötigen.

Robert Trivers meint, dass Menschen eine subtilere Form wechselseitigen Altruismus zeigen, den sie nur mit wenigen höher entwickelten Geschöpfen gemeinsam haben. Sie sind bereit, sich für jemanden einzusetzen, wenn klar ist, dass dieser andere dasselbe für Sie tun oder sich in anderer Form erkenntlich zeigen würde: "eine Hand wäscht die andere". Es setzt eindeutig voraus, dass man die Individuen der eigenen Spezies voneinander unterscheiden und Schulden einfordern kann!

Andere Genetiker fanden folgendes heraus: Wenn es eine genetische Basis für wechselseitigen Altruismus gibt, gibt es auch immer Individuen, die schwindeln, indem sie die Hilfe anderer annehmen, ohne ihnen je in gleicher Weise entgegen zu kommen. Abhängig von den Vorteilen durch den Mechanismus des wechselseitigen Altruismus und der Tendenz, dass altruistisch Handelnde wieder auf Schwindler treffen, gibt es in jeder Population das Phänomen der Schwindler. Weitere Studien zeigen, dass "Soziopathie", also das schamlose Ignorieren sozialer Normen, in einem erheblichen Teil der Population vorkommt.

Doch es gibt keinen Grund dafür, dass ein Mensch sich zu 100% als Altruist oder als Schwindler verhält. Die meisten von uns (oder sogar alle?), sind durchaus dazu in der Lage, in der passenden Situation selbst zu schwindeln, auch wenn uns das Verhalten bei anderen ärgerlich macht. Wir fühlen uns zwar schuldig, klar, aber wir können andere betrügen. Ein Großteil unserer Psyche scheint sich darum zu kümmern, dass wir bei solchen schäbigen Manövern unsere Aussichten auf Erfolg oder Misserfolg abwägen. Doch später mehr dazu.

Aggression

Wie so viele Konzepte in der Sozialpsychologie gibt es auch für die Aggression viele Definitionen, sogar mehrere Evaluationen. Manche halten Aggression für eine große Tugend (z.B. "die aggressive Geschäftsperson"), während andere die Aggression als symptomatisch für psychische Krankheit betrachten.

Die Tatsache, dass wir all dies unter demselben Begriff zusammenfassen zeigt, dass es einen gemeinsamen Kern gibt: sowohl die positive als auch die negative Form der Aggression dienen dazu, das Selbst zu stärken. In ihrer positiven Ausprägung, die wir als Bestimmtheit (*assertiveness*) bezeichnen könnten, dient die Aggression dazu, das Selbst zu stärken, ohne dabei jemanden zu verletzen. In der negativen Ausprägung, die wir als Gewalt (*violence*) bezeichnen könnten, geht es eher darum, andere zu schwächen (*disenhancement*), um das gleiche Ziel zu erreichen.

Auch wenn das Leben der Tiere uns oft blutrünstig erscheint, müssen wir darauf achten, den Raubtierinstinkt – andere Tiere als Beute zu jagen und zu töten – nicht mit Aggression zu verwechseln. Der Raubtierinstinkt bei fleischfressenden Tieren funktioniert so, als ob die Tiere in der Population der vegetarischen Tiere weiden, und ist nicht vergleichbar mit Aggression zwischen Mitgliedern derselben Spezies. Schauen wir uns genau an, wie eine Katze eine Maus jagt: Sie wirkt cool, überhaupt nicht erregt oder wild. Übertragen auf das menschliche Verhalten zeigt die jagende Katze nicht das emotionale Korrelat der Aggression: Wut. Die Katze macht nur ihren Job.

Nachdem wir das geklärt haben, bleibt nur noch wenig übrig von der Aggression in der Tierwelt. Und doch bleibt noch etwas zurück. Wir finden die Aggression noch in dem Kämpfen um eine Ressource. Diese Ressource muss für den individuellen reproduktiven Erfolg (*fitness*) bedeutsam sein. Des Weiteren muss die Ressource in ihrer Verfügbarkeit limitiert sein: Zum Beispiel kämpfen Tiere nicht um Luft, sondern eher um Wasser, Nahrung, Nistplätze und Paarungspartner.

Der letztgenannte Punkt – die Paarungspartner – ist für die meiste Aggression bei Säugetieren verantwortlich. Zumeist sind es die männlichen Tiere, die hier durch aggressives Verhalten auffallen. Wie wir schon festgestellt hatten, steht für die Weibchen bei jedem Kopulationsakt so viel auf dem Spiel – die lange Zeit der Trächtigkeit, der erhöhte Energiebedarf, die Anfälligkeit für Angriffe, die Gefahren der Geburt und die Verantwortung während des Säugens – dass es für ihre "*Fitness*" von Vorteil ist, wenn sie ihren Partner sorgfältig auswählen. Und wenn die Weibchen wählerisch sind, müssen die Männchen eine Show abziehen: sie müssen beweisen, dass sie die Qualitäten haben, die die "*Fitness*" des Weibchens fördern, um so ihre eigene "*Fitness*" zu erhöhen. Rehe sind hierfür ein gutes Beispiel. Doch das Verhalten muss nicht notwendiger Weise bewusst oder erlernt sein; zumeist handelt es sich bei Säugetieren um instinktgeleitetes Verhalten. Auch beim Menschen mag der Instinkt eine Grundlage sein.

Die Aggressivität ist möglicherweise zu einem Großteil von Testosteron gesteuert, also dem "männlichen" Hormon. Injiziert man zum Beispiel weiblichen Mäusen Testosteron, kann man beobachten, wie die Hemmschwelle für aggressives Verhalten sinkt. Entzieht man dagegen männlichen Mäusen Testosteron (indem man sie kastriert), steigt ihre Hemmschwelle für aggressives Verhalten an. Es bleibt anzumerken, dass Testosteron keinesfalls Aggressivität verursacht, es hat aber einen Einfluss auf das Maß der Aggression.

Bei manchen Spezies können jedoch auch Weibchen ausgesprochen aggressiv sein (wie etwa bei Meerschweinchen), und die Weibchen jeder Spezies können unter bestimmten Umständen extrem aggressiv sein (wenn etwa ihr Nachwuchs bedroht wird). In menschlichen Gesellschaften sind die soziologischen Statistiken eindeutig: Die meisten Gewaltverbrechen werden von Männern verübt. Doch wir erleben gerade, wie sich diese Statistik verschiebt, seit Frauen ihre Rechte auf volle Teilhabe in der sozialen und ökonomischen Welt beanspruchen. Die Forschung der Zukunft wird zeigen, in wie weit Testosteron für die Aggression der Menschen verantwortlich ist.

Trotzdem sind es die Männer, die sich die Köpfe einschlagen. Diese Kämpfe um ein Weibchen enden bei den meisten Spezies jedoch selten mit dem Tod oder auch nur mit einer ernsten Verletzung des Rivalen. Das liegt daran, dass es eben nur Wettkämpfe sind. Es geht darum, die eigenen Vorzüge möglichst gut darzustellen und zum Abschluss dem Gewinner einen Auslösereiz zu vermitteln, dass der Kampf sich für ihn entschieden hat: Unterwürfigkeitsgesten. Weitergehende Aggressionen wären für keinen der Beteiligten danach noch sinnvoll. Nicht einmal männliche Klapperschlangen beißen einander!

Territorialverhalten und Dominanzhierarchien – welche früher als maßgebliche Auslöser aggressiven Verhaltens betrachtet wurden – sind eher weniger bedeutsam. Tiere akzeptieren Territorien und Status, statt sie anzufechten. Aggression tritt nur dann auf, wenn die natürlichen oder vom Menschen geschaffenen Umstände ungewöhnlich sind. Auch ein geringes Nahrungsangebot löst keine Aggression aus. Southwick, der Rhesusaffen im Londoner Zoo studierte, fand heraus, dass ein um 25% reduziertes Nahrungsangebot keine Auswirkung auf das Maß der Aggression hat, und bei 50% weniger Nahrungsangebot nahm das aggressive Verhalten sogar ab!

Aggression beim Menschen

Warum aber gibt es so viel Aggression unter Menschen? Ein möglicher Grund ist, dass uns biologische Schranken fehlen. Soziobiologen meinen, dass die Tierarten, die nur schlecht für aggressives Verhalten ausgerüstet sind, auch keine Unterwürfigkeitsgesten entwickeln. Wir hingegen haben Technologien entwickelt, unter anderem Technologien der Zerstörung, und genau diese Technologien haben sich im Vergleich zu unserer biologischen Evolution viel zu schnell "entfaltet", als dass wir entsprechend

kompensierende Schranken hätten entwickeln können.

Aus Erfahrung wissen wir, dass Handfeuerwaffen gefährlicher sind als Messer, obwohl beide effektive Mordinstrumente sind, weil ein Revolver schneller ist und uns weniger Zeit bleibt, unser Handeln rational zu überdenken – dies wäre die einzige Schranke, die uns noch bleibt.

Ein anderes Problem ist, dass wir Menschen nicht nur in der "realen" Welt leben, sondern zusätzlich noch in einer symbolischen Welt. Ein Löwe entwickelt Aggressionen wegen einer bestimmten Sache, hier und jetzt. Menschen jedoch können auf Dinge aggressiv reagieren, die weit in die Vergangenheit zurückreichen, oder Dinge, von denen sie annehmen, dass sie in Zukunft geschehen werden, aber auch auf Dinge, die sie nur vom Hörensagen kennen.

Ein Löwe wird wegen schlicht körperlicher Dinge aggressiv. Wenn ihm jemand ein Schimpfwort hinterher ruft, interessiert ihn das überhaupt nicht.

Ein Löwe wird aggressiv, wenn ihm persönlich etwas angetan wird. Wir hingegen können uns darüber aufregen, wenn unserem Auto etwas passiert oder dem Haus, der Gemeinschaft, der Nation, religiösen Einrichtungen und so weiter. Wir haben unser "Ich" weit über unsere eigenen Interessen und die Interessen jener, die wir lieben, hinaus auf zahlreiche symbolische Dinge ausgedehnt.

Wenn nun die Aggression beim Menschen auf Instinkten basiert, müsste man davon ausgehen, dass es einen Auslösereiz gibt. Natürlich wäre es nicht so simpel wie bei den Fischmännchen, die sich während der Paarungszeit feuerrot färben. Kehren wir zu der Idee zurück, dass Wettbewerb ein fruchtbarer Boden für das Entstehen von Aggression ist – es deutet sich an, dass Frustration ein verwandtes Beispiel ist. Ihr seid zu zweit und beide wollen dasselbe; wenn einer es sich einfach schnappt, schaut der andere in die Röhre und ist unglücklich; also nimmt er es dem anderen weg, und jetzt ist der andere unglücklich und so weiter. Das zielgerichtete Verhalten ist blockiert worden, und das wird als Frustration bezeichnet.

Das Thema kennt unzählige Variationen: Wir können frustriert reagieren, wenn ein andauerndes Verhalten unterbrochen wird; wenn das Erreichen eines Ziels sich verzögert (drängeln Sie sich mal in der Schlange im Supermarkt vor jemanden), oder auch wenn gewöhnliche Verhaltensmuster unterbrochen werden (wenn ich morgens nicht meinen Kaffee bekomme). Wir sind ja so flexibel ...

Doch Achtung: Andere Dinge können ohne Frustration zu Aggression führen (oder arbeiten hoch bezahlte Boxer nicht vornehmlich mit Aggression?) und Frustration kann auch in nicht-aggressives Verhalten münden (oder führt soziale Impotenz nicht zu Depression?). Fromm weist darauf hin, dass Frustration (und Aggression) im Auge des Betrachters liegt. Seiner Einschätzung nach muss der Frustration das Gefühl der Ungerechtigkeit zugrunde liegen oder etwas muss als Zeichen für Zurückweisung aufgefasst werden, um in Aggression um zu schlagen.

Soziobiologie "versus" Kultur

Viele Psychologen, Soziologen, Anthropologen und andere sind den Erklärungen der Soziobiologen gegenüber vorsichtig – obwohl sie manchmal überzeugend sind: Für jede soziobiologische Erklärung können wir auch eine kulturelle Erklärung finden. Letztlich funktioniert Kultur nach denselben Prinzipien wie die Evolution.

Es gibt viele verschiedene Wege, jegliche Aufgabe zu erfüllen, doch im Kontext einer bestimmten physikalischen Umgebung und einer bestimmten Kultur funktionieren manche Wege besser als andere. Diese werden mit größerer Wahrscheinlichkeit von einer Generation zur nächsten "weiter gegeben", diesmal durch Lernen.

Nun müssen Kulturen bestimmte Dinge erreichen, um überhaupt zu überleben. Sie müssen beispielsweise die effektive Nutzung natürlicher Ressourcen sicher stellen, das mag bedeuten, alle erdenklichen Arten

territorialen und aggressiven Verhaltens zu lernen, genau wie in soziobiologischen Erklärungen dargelegt. Und sie müssen ein gewisses Maß an Kooperation sicher stellen, dabei mag es darum gehen, altruistische Verhaltensweisen zu erlernen, Regeln für das gemeinsame Nutzen von Ressourcen und Regeln für andere soziale Beziehungen, genau wie in den soziobiologischen Erklärungen. Und sie müssen den Fortbestand der Population sicher stellen, dabei mag es etwa um gewisse Arrangements der Brautwerbung und der Ehe gehen, um das Ernähren anderer und so weiter, ebenso wie in den soziobiologischen Erklärungen dargelegt.

Wenn eine Gesellschaft überleben soll – und jede existierende Gesellschaft hat mindestens bis heute überlebt – muss sie sich um dieselben Punkte kümmern, für die auch die Genetik Sorge trägt. Und weil das Lernen als flexibler zu gelten hat als evolutionäre Anpassung, würden wir erwarten, dass Kultur die Genetik ersetzt. Das ist im Grunde genommen in evolutionstheoretischer Hinsicht nur folgerichtige Konsequenz!

Also, haben wir nun Instinkte? Wenn Instinkte als automatische reflexartige Verbindungen gelten – nein, vermutlich nicht. Doch sind Instinkte als "starke angeborene Neigung zu bestimmten Verhaltensweisen in bestimmten Situationen" definiert, – ja, dann haben wir vermutlich Instinkte. Der wichtige Punkt ist, dass wir (anders als Tiere) zu unseren instinkthaften Verhaltensweisen immer Nein sagen können, ebensolches gilt für unsere erlernten Verhaltensweisen!